

***Jeder Lehrer muß lernen, mit dem Lehren aufzuhören,
wenn es Zeit ist. Das ist eine schwere Kunst.***

- ich bin kein Künstler
- wie hab ich Lehrer gelernt?
- Bilder von mir
- Bilder von euch
- was bleibt?

Als wir die Gestaltung der Einladungskarte für das heutige Event überlegt haben, ist meine Frau beim Suchen im Internet auf dieses Brecht-Zitat gestossen und für uns beide war sofort klar, dass dieses Zitat paßt / trifft. Es trifft mich, betrifft mich, trifft auf mich zu. Literaturunbeflissen wie ich bin, wurde mir die Doppeldeutigkeit der Brechtschen Aussage erst nach weiterer Recherche klar.

Klar, die Kunst aufzuhören, etwas zu Ende zu bringen, beherrsche ich nicht; eigentlich war schon im September 2014 die Zeit dazu da, ich habe die Verlängerung meiner Dienstzeit um sieben Monate beantragt mit der Begründung, den angefangenen Jahrgang zu Ende zu bringen. Aber vielleicht war der wirkliche Grund, dass ich das Ende einfach nur aufschieben wollte oder dass ich unbedingt am Ende eine / diese Rede halten wollte, die aber im letzten Sommer noch nicht fertig war.

Ich hab mir also noch zusätzliche Zeit verschafft, um besser zu lernen, mit dem Lehren aufhören zu können.

Doppeldeutigkeit: ich hab gesucht, aus welchem Kontext das Zitat stammt und in Bertold Brechts „me-ti. Buch der Wendungen“ folgendes gefunden:

Die Wenigsten (Lehrer) sind imstande, sich zu gegebener Zeit von der Wirklichkeit vertreten zu lassen. Die Wenigsten wissen, wann sie mit dem Lehren fertig sind. Es ist freilich

schwer, zuzusehen, wie der Schüler, nachdem man versucht hat, ihm die Fehler zu ersparen, die man selber begangen hat, nunmehr solche Fehler macht. So schlimm es ist, keinen Rat zu bekommen, so schlimm kann es sein, keinen geben zu dürfen.

In diesem Kontext bekommt das erste Zitat einen ganz anderen Sinn. Der Lehrer als Lehrer soll erkennen, wann er aufhören soll, zu lehren und Ratschläge zu geben. Dahinter steht die Überzeugung, dass der Mensch aus und durch eigene, gemachte Erfahrungen, auch durch eigene gemachte Fehler lernt.

Wenn ich es noch durch einen Gedanken ergänze, der so im Brechtschen Kontext nicht vorkommt, dass nämlich ein Ratschlag nicht nur ein wollgemeinter Rat, sondern immer auch ein Schlag ist, dann finde ich auch diese Deutung für mich treffend, da sie gleichsam meinen beliefs entspricht. Theoretisch zumindest, denn ich muss zugeben, auch mit fällt es zuweilen sehr schwer, keinen Rat geben zu dürfen.

Insofern bin und bleibe ich Lehrer und werde / wurde häufig auch als solcher erkannt. Zu letzterem eine kleine Anekdote, die ich jetzt erzähle, obwohl einige von euch / ihnen sie schon kennen: zweite Hälfte des 90er Jahre, Westfalenstadion (damals hieß das noch so), Südtribüne; Borussia Dortmund spielt nach vorne, Michael Zorc treibt den Ball und spielt dann in die Füße des Gegners; hinter mir brüllt einer: Wechsel den Möller aus! Ich drehe mich um zu ihm und sage: Mensch, guck doch genau hin, das war nicht Möller, das war Zorc! Der Angesprochene sieht mich scharf an und sagt: „Lehrer. Halt die Klappe“.

An dieser Anekdote könnte man auch deutlich machen, warum selbst ein sehr treffender und richtiger Ratschlag nicht die erhoffte Wirkung hat: mein Gegenüber war überzeugt, dass Andreas Möller eine Pfeife war und deshalb sah er, was er sehen wollte; wahrscheinlich hat mein guter Rat ihn noch in seiner (falschen) Überzeugung gestärkt.

Ich hab die ganze Zeit über mich als „Lehrer“ gesprochen; wenn man mich nach meinem Beruf fragt, nenne ich den zunächst auch so, obwohl es in Wirklichkeit noch etwas schlimmer ist: ich gehöre schon sehr lange zur Untergruppe der Lehrerausbilder, also der besserwissenden Lehrer schlechthin.

Wie bin ich das geworden? Wie habe ich das Lehrersein gelernt?

Ehrliche, klare Antwort: ich weiß es nicht wirklich.

Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, dann fällt mir vor allem eine Lehrerin ein; wir hatten bei ihr von der Obersekunda bis zum Abitur Deutsch, Geschichte, Gegenwartskunde und Philosophie, wir nannten sie „Mutti“; das sagt alles bzw. fast alles. Sie war fürsorglich, aber auch sehr bestimmt, ihr Unterricht war sehr lehrerorientiert, aber immer höchst aktuell: wir haben unmittelbar nach dem Erscheinen Peter Weiss „Ermittlung“ über den Auschwitz Prozess gelesen, 1967 anlässlich des Besuches von Schah Reza Pahlavi in Deutschland das Buch von Baumann Nirumand über „Persien, Modell eines Entwicklungslandes“, ich weiß im Rückblick nicht mehr genau, ob das Deutsch- oder Geschichts- oder Gemeinschaftskundeunterricht war, die Fächergrenzen spielten für sie -so glaube ich- keine Rolle, wenn es denn aus ihrer Sicht Sinn machte, das Buch zu lesen, das Thema mit uns zu bearbeiten. Sie war überzeugte Pazifistin und machte daraus keinen Hehl, sie vertrat Positionen ohne zu überwältigen, sie war streitbar in der Öffentlichkeit, legte sich mit dem Pflerschaftsvorsitzenden der Schule an, der aus der Chefetage des die Kleinstadt dominierenden Unternehmens kam,...

Ich glaube, ihr Unterricht hatte großen Einfluß auf die Wahl meiner Studienfächer gehabt (wie bei einer ganzen Reihe meiner Mitschülerinnen und Mitschüler auch).

Aber als ich 1968 in Münster anfang, Geschichte, Philosophie und Erdkunde zu studieren, wollte ich nicht Lehrer werden. Ich hab im Wintersemester angefangen, Erdkunde nur bis Weihnachten studiert und mich dann in Soziologie eingeschrieben; einen Moment hab ich im ersten oder zweiten Semester überlegt, Germanistik zu studieren, hab mir an einem Vormittag drei Germanistik Vorlesungen hintereinander angetan, das wars dann. Nach dem dritten Semester bin ich nach Marburg gegangen und hab dort wissenschaftliche Politik (Sozialkunde), Geschichte und Erziehungswissenschaften studiert bis zum Staatsexamen. Man sieht, bis auf Erdkunde hatte alles etwas mit ihr, mit unserer Lehrerin zu tun.

Im Studium ist mir relativ früh auf rein rationaler Ebene klar geworden, dass der Lehrerberuf für jemanden mit meinen Fächern die deutlich realistischere Perspektive ist, hab gleichwohl noch lange den Traum geträumt, vielleicht ginge auch eine universitäre Laufbahn, lange noch einem Promotionsprojekt nachgegangen, das sich aus meiner Examensarbeit in wissenschaftlicher Politik ergab.

Doch: „Grau ist alle Theorie, entscheidend is aufm Platz“ - der Trainingsplatz war dann 1974 bis 76 in Lüdenscheid am Bergstadt Gymnasium und die Taktikstunden fanden statt in Hagen am Bezirksseminar.

Was waren die „Gelingensbedingungen“ fürs Lehrerwerden? Wir haben im Dezember 1974 angefangen und bekamen im Februar 1975 eigenen Unterricht, vier Wochenstunden glaube ich. Gelingensbedingungen waren aus meiner heutigen Sicht: Ein Freiraum zum sich Ausprobieren, begrenzte Anzahl eigener Unterrichtsstunden und auch dadurch hinreichend Zeit zum Reflektieren, Gespräche mit Referendarskollegen mit den gleichen Fächern, Ausbildungslehrer, die bereit und fähig waren, sinnvolles und brauchbares Feedback zu geben (zugegebenermaßen gab es auch andere, denen man dann aber auch ausweichen konnte), ein Fachleiter, der bei den pro Fach - glaube ich- acht Unterrichtsbesuchen auf der Basis einer sehr wertschätzenden Haltung konkretes, stets brauchbares Feedback gab (obwohl er das, was wir damals im Jahrgang 11 im Fach „Geschichte mit Sozialkunde“ unterrichteten, nämlich Themen aus der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, auf keinen Fall für Unterricht in Geschichte hielt), eine Fachleiterin, die -ebenfalls sehr die Menschen wertschätzend- interessante, durchweg innovative Hinweise und Tipps gab; die „Taktikstunden“ in Hagen, genannt Fachseminar: im einen Fach haben wir einen Aufsatz von Rohlfes gelesen, ansonsten gab der Fachleiter im Gespräch -sie erinnern sich vielleicht an die TV-Serie „Ein Herz und eine Seele“, die damals lief- den Protagonisten „Alfred Tetzlaff“ in der promovierten und akademischen, aber nicht weniger derben Version, wenn er sich über Bildungspolitik und/oder die Generation seines gerade endpubertierenden Sohnes ausließ, die Fachleiterin im anderen Fach war nett, gab auch hier zuweilen Tipps; an das Hauptseminar hab ich kaum Erinnerungen, es hat aber mir keinen Schaden zugefügt und ist somit keine Mißlingensbedingung meiner Professionalisierung gewesen.

Mir ist es fast peinlich, das zu erzählen; aber es ist ja auch schon 40 Jahre her und heute ist alles viel, viel besser.

Gleichwohl, mein Fazit: zwei, drei Fachlehrer, die immer ansprechbar waren, auf gleicher Augenhöhe mit uns kommunizierten, uns unterstützten, eine Schule und ein Kollegium, das uns bereitwillig aufnahm, ein Seminar, das nach meiner Erinnerung wenig formalen Druck machte, Seminausbilder, deren Ressourcen man gezielt und gewinnbringend nutzen konnte; zudem hatte meine Ausbildungsschule für die damalige Zeit eine phantastische, absolut außergewöhnliche mediale und sonstige Ausstattung, die wir nutzen konnten. In diesem Rahmen hab ich als „Subjekt meiner Ausbildung“ offensichtlich begonnen zu lernen, wie Lehrersein geht.

Dann ging es richtig aufn Platz: Gymnasium in Hemer, 24 statt 4 Stunden pro Woche, vier fünfte Schuljahre, zwei neunte und zwei zehnte Schuljahre im Fach Politik (ich war der einzige Lehrer mit der Fakultas) und zwei Oberstufenkurse. Was ich vorhin zum Stress im Referendariat gesagt habe, muss ich hier sofort relativieren. Ich erinnere mich noch heute gut an das Gefühl, mit 24

Stunden eigenem Unterricht an der Schule gelassener umgehen zu können als mit den maximal nur halb so vielen Stunden im Referendariat gleichsam unter Beobachtung.

Nach nur drei Jahren als „richtiger“ Lehrer am Gymnasium habe ich mich auf zwei ausgeschriebene Fachleiterstellen am Bezirksseminar in Dortmund und in Siegen beworben; ich hatte die Bewerbungen nicht auf dem Dienstwege über die Schulleitung nach Münster zum Schulkollegium geschickt und war deshalb außerordentlich überrascht, als eines Morgens im Frühsommer 1979 mich mein Hemeraner Schulleiter in der großen Pause in sein Büro bat und mir eröffnete, dass ich ab Sept. 1979 in Siegen Referendarinnen und Referendare im Fach Sozialwissenschaften ausbilden solle. Keine Revision oder etwas Vergleichbares, offensichtlich eine Entscheidung nach reiner Aktenlage; ich weiß, dass es Bernd Sensenschmidt zur gleichen im Fach Pädagogik genau so gegangen ist, vielleicht waren diese Verfahren im Umstand begründet, dass in unseren Fächern damals nur sehr wenige Bewerber mit der „richtigen“ Fakultät auf dem Markt waren.

Wie habe ich gelernt, wie man Lehrer ausbildet?

Eigentlich auch wieder „aufm Platz“; wir (d.h. eine ganze Gruppe neuer Fachleiter) haben zwar im Vorlauf zu unserem ersten Jahrgang wöchentlich zusammengessen und geplant und viele Gespräche mit Dr. Lohmann geführt; auch im weiteren hat es kontinuierlich diesen kollegialen Dialog gegeben, viele Gespräche mit Bernd, jede Woche vor und nach dem Seminar mit Herbert Bergmann in dessen schlauchartigen Zimmer im Gebäude am Oberen Schloss, Gespräche mit Dr. Lohmann, mit Klaus Zarmutek. Das Entscheidende - auch in Richtung der Reflexion darüber, wie die professionelle Entwicklung junger Lehrerinnen und Lehrer durch Ausbildung und Ausbilder beeinflusst und/oder gar gesteuert werden kann - passierte in der Schule, beim Unterrichtsbesuch, in den Nachbesprechungen sowie in den Gesprächssituationen im Seminar, wenn es um das „professionelle Lehrer-Selbst“ oder -mit anderer Begrifflichkeit- um Lehrerrolle und Lehrerhandeln, um unser Fach Sozialwissenschaften und den Auftrag politischer Bildung ging. Vielleicht rekonstruiere ich jetzt aus dem Nachhinein etwas in diese Phase hinein: gleichwohl, es scheint mir, die Reflexionen und der gemeinsame Diskurs waren dann am fruchtbarsten, wenn wir an den je subjektiven Vorstellungen, den je subjektiven Theorien der jungen Kolleginnen und Kollegen anknüpften, genau schauten, ob und wenn ja wie diese „Theorien“ das Handeln gelenkt hatten, welche Möglichkeiten sich dadurch eröffnet hatten, an welche Grenzen sie gestossen waren, um dann zu überlegen, welche alternativen Optionen es denn gegeben hätte. So und nur so kam meines Erachtens „wissenschaftliche Theorie“ zur und in die Praxis, beeinflusste, modifizierte, weiterentwickelte dann -wenn sie in die subjektive Theorie integriert werden konnte- zukünftiges

Lehrerhandeln. Wie gesagt, vielleicht eine retrospektive Rekonstruktion, aber ich denke: so funktioniert es.

Für fünf Durchgänge, insgesamt zehn Jahre war ich Fachleiter. In diese Zeit fiel meine Fast-Versetzung im Jahre 1979 an das Gymnasium am Löhrtor, die Urkunde war angeblich schon ausgefertigt, verließ dann aber -zum Glück!?- nicht das Schulkollegium; zum nächsten Schuljahr hatte ich dann gebeten, mich an die Gesamtschule in Kierspe - damals noch Ausbildungsschule des Siegener Seminars- zu versetzen, diesmal ging die Urkunde auch raus. In der ersten Lehrerkonferenz des neuen Schuljahrs stellten wir sechs oder sieben Neuen - im Gegensatz zu mir fast durchgängig Neueinstellungen- uns den Kolleginnen und Kollegen vor, wenn ich mich echt erinnere, ließen alle mehr oder weniger durchblicken, dass sie zwar in die Region wollten, aber dass die Schulform Gesamtschule nicht an erster Stelle ihrer Hitliste stand; als ich dann an der Reihe war und sagte, ich wollte hierhin: nach Kierspe und an eine Gesamtschule, waren die einen irritiert, die anderen amüsiert, einige wenige gar ungläubig.

Die achtziger Jahre waren auch eine Zeit schwindender Chancen auf eine Anstellung als Lehrerin und Lehrer; etliche von ihnen haben das am eigenen Leibe erlebt, wir alle sehen uns heute wieder am Beginn einer nicht identischen, aber vergleichbaren Phase.

Auf jeden Fall tendierten am Ende der achtziger Jahre die Referendarszahlen in meinem Fach gegen null, sodass ich 1989 entpflichtet wurde.

Für sechs Jahre war ich dann wieder ausschließlich Lehrer, alsbald ergänzt allerdings durch eine Ausbildung zum und dem Einsatz als Fortbildungsmoderator, z.B. für neue Lehrerinnen und Lehrer an Gesamtschulen.

Auslöser für den Weg zurück nach Siegen war Mitte der 90er Jahre ein Brief von Bernd Sensenschmidt, in dem er mich darüber informierte, dass nun -nachdem Dr. Knut Lohmann pensioniert worden und Klaus Zarmutek dessen Nachfolger als Studienseminarleiter geworden war - die Stelle des stellvertretenden Studienseminarleiters ausgeschrieben sei; er denke, diese Stelle sei nichts für ihn, aber für mich könne das doch interessant sein.

Mein Interesse war geweckt und nach einigem Nachdenken befolgte ich den impliziten Ratschlag. Bei meinem Einstieg ins Hauptseminar, in die überfachliche Ausbildung, die mir zunächst zu wenig handfest erschien, übernahm Bernd die gleiche Funktion wie zu Beginn unserer gemeinsamen Arbeit als fachliche Ausbilder. Ich fand schnell einen Konsens mit ihm, was das Zentrale, das Bedeutsamste am Hauptseminar und der Begleitung der Referendarinnen und Referendare durch

den Hauptseminarleiter sei: ihnen zu ermöglichen, möglichst schnell und möglichst klar das System Schule (und Seminar) zu verstehen und zu durchschauen, um sich sicher in ihm bewegen zu können.

Meine Rolle als Hauptseminarleiter habe ich nach meiner Einschätzung relativ schnell gefunden, ein zu seinem „professionellen Selbst“ passendes Profil entwickelt; aber da gab es noch ein Problem: primär hatte mich Ausbildung, nur sekundär die Leitungsfunktion interessiert. (Ich weiß nicht, ob der ein oder andere von Euch / Ihnen das gemerkt hat?) Bei der Problemlösung war für mich hilfreich eine über mehr als achtzehn Monate laufende Fortbildung, die meines Wissens ursprünglich nur für „neue Leitungsmitglieder in Schule“ konzipiert war, deren Adressatenkreis dann aber auf „Leitungsmitglieder im Seminar“ erweitert wurde. Als Leitbild über dieser Maßnahme stand ein Verständnis von Leitung, das Kommunikation mit Mitarbeitern und (systemischen) Partner, Initiierung und Steuerung von Schul-/bzw. Seminarentwicklungsprozessen, Motivierung von Mitarbeitern, dialogisch / argumentative Leitung stark akzentuierte; es war eine Maßnahme, in der ich viel über Gesprächsformate und -strategien gelernt habe. Vor allem hatte ich das Gefühl, aus dieser Maßnahme mit einem für mich vollkommen akzeptablen Verständnis von „Leitung“ herauszukommen. Ich habe das hier so betont, damit sie / ihr seht, wie lernfähig ich auch im (hohen) Alter war und (auch noch bin).

In den letzten Jahren meiner beruflichen Laufbahn habe die -wenn ich auf die vierzig Jahre meiner Dienstzeit zurückblicke- einzige wirkliche Neuerung / Reform im Vorbereitungsdienst erlebt: die Schaffung eines benotungsfreien Raumes und die deutliche Akzentuierung und massive Stärkung der Personenorientierung in Beratung und Ausbildung (vermarktet unter der merkwürdigen Abkürzung POBC); etwas flapsig habe ich vor einigen im Kernseminarleiterkreis bei uns gesagt: eigentlich hat sich für mich nichts geändert, außer: ich darf und soll jetzt das tun, was ich vorher sowieso schon gemacht habe. Wenn ich genauer zurückblicke auf die letzten Jahre, ist das zu wenig: für mich haben sich Intensität, Offenheit und Ehrlichkeit in Beratungs- und Ausbildungsbegleitungsprozessen sehr deutlich erhöht.

Ich hab viel, wahrscheinlich zu viel über mich erzählt, aber das ist meine höchstwahrscheinlich letzte Chance, Sie / Euch zum Zuhören zu zwingen.

Implizit habe ich Ihnen / euch viel von meinem Selbstbild offenbart.

Ich möchte das jetzt mit einem „Fremdbild“ über mich konfrontieren.

Bilder von mir

Das Fremdbild: Eine Kollegin aus dem Kreis der ZfsL und Seminarleiterinnen erinnerte sich zurück an die Zeit Mitte der neunziger Jahre, als wir uns erstmals begegneten (ich zitiere):

Am Anfang war ich schwer verunsichert. Schwarze Hose, weißes Oberhemd, gekrempelte Ärmel, Büchertasche, Grübelfalte zwischen amüsierten Luchsaugen, Hab-Acht-Blick leicht distanzierend, Körperhaltung leise-lässig. Humorvoll? Sportler? Eher nicht.

Der Mann schien mir des Merkens würdig, von sehr eigener Art, still aber wach und irgendwie nicht von dieser Welt, schon gar nicht von der des Seminars.

Ein Referent, dachte ich, ein Professor, vielleicht ein wenig zerstreut, so einer, der Bahn fährt und den Kopf nicht hebt von seiner Lektüre, wahrscheinlich Luhmann, ‚Soziale Systeme‘, vielleicht aber auch J.W.G. oder eine Ratgeberfibel zur Gesundheit vom Typ ‚Kochen ohne Fett‘.

Ich hörte seinen Namen und dachte: Der Mann ist Niederländer und adelig obendrein. Also kein Mann aus dem Volk, der van de Kolk.“

Diese Beschreibung, dieses Bild hat mir gefallen und hat mich amüsiert. Ja, so möchte ich gesehen werden: von eigener Art, still aber wach, paßt auf den ersten Blick nicht ins System; die Kollegin hat mich durchschaut, aber nicht völlig: die Ratgeberfibel „kochen ohne Fett“ lesen ich ganz sicher nicht, ich bin ein Mann aus dem Volk, ihre Vermutung zum fehlenden Humor hat sie wenig später in der Beschreibung dann auch korrigiert.

Andere Skizzen und Bilder von mir, die ich gut abkann: eine heutige Kollegin sagte vor Jahren in einer meiner Hauptseminarsitzungen (dem Sinne nach): „du hast mich oft, mit dem was du sagtest, irritiert; das fand ich gut, weil es mich zum Nachdenken brachte“; etliche ihrer damaligen Mitreferendarinnen sahen das -da bin ich sicher- nicht so positiv: sie fanden Sicherheit suchend meine Irritationen irritierend verunsichernd.

Viele von Ihnen / Euch, liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Seminar und aus den Schulen, mein Handeln in Konfliktfällen oder bei Schulzuweisungen zu referendarfreundlich finden, das weiß ich; manche finden mein Leitungshandeln zu wenig

Direktive und zupackend, andere zu widersprüchlich und in sie betreffenden Situationen undemokratisch; auch das weiß.

Ich finde das o.k., wenn ihr / sie mich so sehen, ich stehe zu mir.

Bilder von Euch (meinem Kollegium)

Vielleicht auch deshalb habe ich das folgende Bild von Euch: meinem Kollegium.

Manche halten euch für schwierig, zuweilen aufsässig, zu individualistisch.

Ich kann verstehen, wie ein solches Bild entstehen kann, mit meinen Augen gesehen kommt aber folgendes heraus:

ein Kollegium, mein Kollegium ist bunt, Individuen „von sehr eigener Art“, kritisch und konstruktiv, fragend und hinterfragend, mit ausgeprägten individuellen Stärken (und auch Schwächen), die Menschen wertschätzend, völlig einig in dem Ziel, möglichst zu einer optimalen Ausbildung unserer Referendarinnen und Referendare aktiv und mit großem Einsatz beizutragen, unsere Referendarinnen und Referendare systematisch, stärkeorientiert, adressatenbezogen zu beraten. Ich halte es für eine große Stärke meines Kollegiums, dass sich unsere Arbeit und unser Handeln einen Zielkonsens hat, im Konkreten sich aber in individuellen, stets bezüglich der Ziele kompatiblen Formen vollzieht.

Um zu beschreiben, was mir in meinem Verhältnis zu Euch besonders wichtig ist, erlaube ich mir, mich selber zu zitieren; bei der Verabschiedung von Klaus Zarmutek vor 13 Jahren habe ich gesagt:

(als ich wieder 1995 wieder ans Seminar nach Siegen kam, habe ich), „ jene Liberalität in der Seminar- und Personalführung wiedergefunden, die ich aus der Ära von Dr. Lohmann kannte und als Fachleiter schätzen gelernt hatte. Jene Führungs-Philosophie, die im Kern von der Unschuldsvermutung ausgeht, davon ausgeht, dass jeder Fachleiter verantwortlich seine Aufgabe wahrnimmt und sein Bestes zu geben bereit ist, die davon ausgeht, dass ein gutes Seminar auch und vor allem deshalb ein gutes Seminar ist

(gleiches gilt m.E. für Schulen), wenn durchaus unterschiedlich profilierte Ausbilder- bzw. Lehrerpersönlichkeiten ihre jeweiligen Stärken zugunsten der Ziele des Systems in das System einbringen. Nach meiner Einschätzung haben mittlerweile auch die skeptischen, die mehr Absprachen anmahnenden jungen Kollegen jenes Bild von System / Seminar schätzen gelernt, das die produktive individuelle Vielfalt akzentuiert, das die Spielräume stärker als die Einschränkungen und Grenzen betont.“

Durch diese Brille sehe ich euch.

Wir haben unter den Fachleiterinnen und Fachleitern, die im letzten Jahrzehnt ans Seminar gekommen sind, eine hohe Anzahl von Kolleginnen und Kollegen, die hier im Hause (bzw. am alten Standort Kaan-Marienborn) ausgebildet worden sind. Ich halte das für ein gutes Zeichen.

Was bleibt? bleibt was?

Macht weiter, ohne meine Schwächen, zu denen ich nichts gesagt habe, die ich aber viel besser kenne als ihr sie kennt, ertragen zu müssen.

Was bleibt mir noch zu sagen:

Ganz großen Dank an alle, die diese großartige Feier geplant und realisiert haben:

(Namen)

Dank an meine Familie (meine Frau und meinen Sohn), die so lange ertragen haben, dass ich zu Hause -weder abends noch an Wochenenden noch in den Ferien- Beruf und Freizeit trennen konnte; nebenbei bemerkt: mein Sohn war total fassungslos, als ich im sagte, ich hätte meine Dienstzeit um sieben Monate verlängert.